

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Spruch.

Von Hedwig Cosak.
Fürchte dich nicht vor den herblichen Tagen,
Nur tiefes und reiches sie dir sagen;
Freue dich noch an späteren Blüten —
Suche jede Stunde zu hüten,
Suche zu schaffen und rastlos zu streben —
Schau — von den Aweigen die Blätter
schweben ...
Sage dir täglich dankbarheit:
Der Herbst ist des Lebens Erntezeit!
Was du gesammelt in langen Jahren,
Suche die Früchte nun dir zu wahren,
Leile aus mit hilfreicher Hand —
Ach, so manchen die Sonne erischwand,
Obne daß er vom Herbst im Leben
Sich selber genommen und ändern ge-
geben.

Am Hügel.

Erzählung von Max Karl Böttcher.
„Herr Leutnant! Herr Leutnant!“
Leutnant Herder, der etwa 200
Schritt dem kleinen Trupp voranzritt,
hielt seinen Blick auf die Gruppe seiner
Pferde gerichtet, um und sagte
holblaut: „Reis, nun schreit bloß
nicht so! Oder wollt ihr, daß uns die
schwarzen Halunken partout über den
Hals kommen? Was gibts? Unter-
dessen waren die anderen, ein Ge-
wehrlauf und vier Reiter, herange-
kommen, und der Gefreite sagte: „Herr
Leutnant, der Bleifuchs lahm etwas
am linken Hinterbein.“
„Infall! Das hat noch gefehlt,
Abgefessen!“ Alle sechs sprangen vom
Pferde, und nachdem Leutnant Herder
den Fuß seines Gauls untersucht
hatte, wandte er sich zum Gefreiten.
„Sörgel, wie viel gibts noch Wasser
pro Schnauze, ich meine pro Kopf?“
„Dreiviertel Liter, knapp.“
„Hm, davon können wir ja nicht
gerade ein Zehntel halten, aber es
soll jeder trinken. 20 Minuten Raft.“
Die Reiter loderten das Reimen-
zeug ihrer Pferde, gaben jedem eine
Handvoll harten, trockenen Grases
und zwei Feldweibäde, und dann
verteilte der Gefreite Sörgel an je-
den der Kameraden einen Becher Was-
ser, sorgsam, sorgsam, daß ja nicht
ein Tropfen dieses kostbaren Nasses
in den heißen, trockenen Sand rulle.
Leutnant Herder entnahm seiner Sa-
tteltasche ein kleines Thermometer und
stellte es in das Wasser seines Be-
chers. „29 Grad! Prost, Jungens,
eine angenehme Kühlung, was?“ Er
trank aber nicht, sondern zog sein Ta-
schentuch hervor und schüttelte etwas
von dem Wasser drauf und drückte
das Tuch auf die Hinterkeule seines
Pferdes.
„Ist's schlimm?“ fragte Reiter
Möller.
„Ich denke nicht. Ein Fliegenstich
oder Dornenriß!“ Und im Begriff,
den Rest seines Wassers auf das Tuch
zu schütten, fiel ihm Gefreiter Sörgel
in den Arm, bei dem heftigen Solda-
ten eine auf dem heimtücklichen Ra-
sernehofe unmögliche Sache, aber der
Krieg läßt manche Schranke zwischen
Vorgesetzten und Untergebenen sinken.
Und Sörgel sagte: „Nicht doch,
Herr Leutnant. Herr Leutnant müs-
sen auch einen Schluck trinken. Es
ist erst zwei Uhr, und ich befürchte,
daß wir heute nicht zur Station kom-
men werden.“
Leutnant Herder überlegte einen
Augenblick, dann sagte er: „Sie ha-
ben recht, Sörgel!“ und er nahm
einen kleinen Schluck aus dem Be-
cher, setzte ihn wieder an, trank aber
nicht. „Es genügt, der Gaul braucht
auch Kühlung für sein Bein.“ Und
mit dem letzten Schluck im Becher
schüttete er wiederum das Tuch an
und stupste die wundete Stelle an des
Pferdes Fuß.
Nach genau 20 Minuten sprangen
sie wieder zu Pferde und nun ging es
weiter, langsam und schonend. Das
Thermometer, das der Leutnant am
Sattel hängen hatte, zeigte 49 Grad.
Von den müden Hufen der Rosse wir-
belte Sand und Staub auf und setzte
sich in Mund und Nase. Der Him-
mel zeigte sein ewiges Blau, das
nach dem Horizonte in rötliches
Gelb überging, und ganz, ganz in der
Ferne zog sich, wie ein dünner Re-
belstreif, ein Gebirge hin. Ab und
zu hielt der Leutnant, prüfte mit dem
Kompaß die Richtung und suchte dann
mit seinem Zeiß-Feldstecher die
weite Ebene ab.
„Sörgel, wie weit schätzen Sie noch
bis zum Gebirge?“
Der Gefreite, ein heller Junge und
flüchtiger Soldat, maß mit den Augen
die Entfernung vergeblich und
prüfte und sagte dann: „50 Kilo-
meterchen können noch daraus werden,
Herr Leutnant.“
„Verdammt, da möchten wir etwas
anstellen, ich hätte es höchstens auf
40 geschätzt.“ Nun traten sie an.
Sie waren vor drei Tagen früh vom
Hauptquartier abgetritten und sollten
eine Signalstation, die weit in das
von Wittobis besetzte Gebiet vorge-

schoben war, d. h. nur der Gefreite
und die vier Reiter. Leutnant Her-
der war nur Führer des Postens und
sollte nur den Stationswachhabenden
neue Instruktionen bringen. Der
Weg vom Hauptquartier zur Station
betrug eigentlich nur einen Tages-
marsch, aber da waren sie unvermutet
auf große Streifscharen der schwarzen
Feinde gestoßen und hatten nun nach
Norden in weitem Halbkreis ausbie-
gen müssen. Aus dem einen Tages-
marsch waren nun drei geworden,
die Pferde waren zu Tode erschöpft
und boten ihre letzte Kraft auf. Die
Futtervorräte waren zu Ende, und
schon seit Mittag teilten die wackeren
Jungen ihre eigenen Vorratsportionen,
die ein lebiges Pferd in zwei
Rucksäcken trug, mit ihren Tieren.
An der Station würden sie nicht
Mangel leiden. Es gab dort eine
Quelle und Gras in Fülle, denn der
Bewachungsposten lag auf einem
Felsriegel mitten im Walde, in dem
auch wohl ab und zu ein Wildbrei zu
erkennen war. Leutnant Herder, eine
riesenlange, hagere Gestalt, trug die
Gepäcktaschen noch nicht lange. Seine
wäpeltändische Begeisterung und eine
Zweikampfs-Affäre in der Heimat
waren die Gründe seines Uebertritts
in die Schutztruppe.

Nach zweifelhaftem, guten Trab
waren die Berge so nahe gerückt, daß
man schon den Wald erkennen tonnte,
und gegen 6 Uhr Abends ritten
sie durch das erste Gebüsch, dem ein
ziemlich dichter Hochwald folgte.
Schon lange hatte Leutnant Herder
seine Reiter heimlich beobachtet. Er
war selbst erschöpft bis zum Tode.
Drei Tage im Sattel, ungewaschen
und von kleinsten Portionen Feld-
weibäde und Wasser ernährt, dazu die
feste Sorge, vom Feinde aufgespödet
und vernichtet zu werden, das war
selbst für die zähe Natur eine Riesen-
anforderung. Aber mit letzter Ener-
gie bemühte er sich, stramm im Sa-
ttel zu sitzen, ein fröhliches, sorgen-
loses Gesicht zu zeigen und durch ein
Scherzwort, das nicht immer salofähig
war, seine Leiden und Kriegs-
kameraden bei Zuversicht und guter
Laune zu erhalten.

Da war der Reiter Wönig, ein
schwächliches und blaßes Reichen,
seines Zeichens Drogist, der sich nur
noch mit letzter Kraft im Sattel hielt.
Leutnant Herder reichte ihm seine
Feldflasche, in der sich schwach mit
Kum verbleibter Tee befand.

Reiter Wönig zögerte, seinem Leu-
tnant den letzten Trunk zu kürzen,
aber der Leutnant sagte: „Greifen
Sie nur zu, Wönig, wir kriegen bald
Nachfüllung.“ — Und so hatte der
brave Offizier für jeden seiner Leute
etwas. Der Gefreite bekam eine Zi-
garrette und die anderen ein Stück
Schokolade, die der Leutnant in einer
Fleischschachtel bei sich führte.
„Kinder, wir machen Schluck, was?
— Heute finden und erreichen wir un-
sere Station so nicht mehr, — also
abgefessen!“ — Sie waren etwa
100 Meter im Walde. — Die Pferde
wurden angepödet, ihnen das Rie-
menzeug gelodert und der Raum abge-
nommen. Zwei der Reiter schoben
sich in das Dickicht vor, um zu sichern
und die anderen drei packten die Ruck-
säcke aus und bereiteten das Abend-
mahl: kaltes Konservern-Fleisch und
ein Becher Wasser. Der Leutnant
orientierte sich unterdessen nach Kom-
paß und untergehender Sonne und
an der Hand der Karte im Gelände.
— Nach reichlich dreißig Minuten
kehrten die beiden Patrouillen, Möller
und Schwente, zurück, meldeten, daß
keine Feinde in der Nähe zu sehen
waren, daß sie auch kein Wasser gefunden
hätten.

„So, — na, das ist nicht so
schlimm. Die Pferde haben feuchtes
Gras, wir haben jeder einen Becher
Wasser, ich spendiere außerdem für
jeden ein paar Tropfen Rum in das
Wasser. — Feuer wird natürlich nicht
angezündet, damit wir die schwarzen
Halunken, falls welche in der Nähe
sind, nicht anlocken und auch durch den
Schrei unsere Leute auf der Station
nicht etwa irre führen. — Die ersten
beiden Stunden übernehme ich allein
die Wache. Ihr schlaft unterdessen.
Von neun bis elf Uhr haben Sörgel
und Möller, von elf bis ein Uhr
Schwente und Mühl und von ein
bis drei Uhr Wönig und ich die Wa-
che. — Also nun losgepannt! Jede
Minute ist kostbar. Geschossen wird
nur im aller-allergrößten Notfall.
Gute Nacht.“

Die Reiter wickelten sich in ihre
Decken und waren bald eingeschlafen.
Leutnant Herder stand auf, prüfte
die Pfosten der Pferde noch einmal,
lehnte sich an einen Baumstamm,
schloß sich seinen Dienstwörter zwi-
schen den dritten und vierten Knopf
seiner Feldtröde und rauchte dann
eine Zigarette nach der anderen mit
mattem Zug, um das Feuer nicht ge-

aufzublühen zu lassen. — Die Dämme-
rung hing schon in den Zweigen, am
Himmel schoben sich jetzt düstere Wol-
ken auf und verbedeten jeden Stern,
ein schwacher Wind schüttelte die
Baumkronen, — sonst eifige, tote
Ruhe. — Da fangen die Gebanten
an zu wandern, fort aus der Bild-
nis, denselben Weg zurück, den des
Tages der Körper genommen: in das
Hauptquartier, dann an die Küste,
dann fahren sie auf dem großen
Schiffe, das ihn hergebracht, der Heim-
at zu. Die zwei Wochen auf dem
elterlichen Gute, die er vor seiner
Ausreise nach Afrika dort zugebracht,
war die schönste Zeit seines Lebens.
— Eltern, Schwester, die Freunde,
die Nachbarn, alle, — alle hatten ihn
mit Liebe überschüttet, in dem Be-
wußtsein, daß es vielleicht die letzte
Liebe sei, die sie dem großen dum-
men Jungen erweisen dürfen.

„Was mögen sie jetzt machen, — jetzt,
am 1. März zu Abend? — Auch dort
Dämmerung, das große Zimmer im
Parterre ist vielleicht noch schwach ge-
heizt. — Ob sie an ihn denken, wie
er an sie? Sicher, — ganz sicher.
— Vielleicht haben sie gar heute eine
letzte Post bekommen. Vor fünf Wo-
chen hatte er sie abgeschickt. — Vor
fünf Wochen. Herr Gott, eine so
kurze Zeit, ein Nichts im ewigen Zeit-
raum, und was hatte er in diesen
paar Wochen erlebt: neun Kund-
schaftsritte, — zwei Gefechte, — dabei
einen Streifschuß am rechten Ober-
arm, der aber schon nach drei Tagen
wieder bernardt war.“

Fünf schwarze Halunken hatte er
eigenhändig ins Jenseits befördert.
Eselhaft war das gewesen, wie er den
Esel ans der Brust zog und der
Kerl ihm im Umfinten anschaute,
bloß Weiß im Auge, — so schlief, so
voll stehenden Haffes, als fluche er
ihm mit den Augen. — Ob ein
Mensch mit den Augen fluchen kann?
— Und mehr noch hatte er erlebt,
Schlimmeres. Seinem Freunde Nide-
Lehovo hatte er die Augen zugebrüht,
dieselben Lehovo, mit dem er vor
zwanzig Jahren auf seiner Mutter
Schloß gefessen, denn Nide war mit
ihm aufgezogen worden, — derselben
Lehovo, mit dem er zusammen der
Gouvernante ausgriffen war, wenn
sie französische Lektion halten wollte,
derselben Lehovo, der in der schwe-
dischen Nacht vor dem Zweikampfe in
der Heimat bei ihm geblieben war, —
ihm Mut zugesprochen, ihn auf-
gerichtet hatte, — derselben Lehovo,
der ihm beim letzten Biwat vor dem
nördlichen Kampfe mit den Schwar-
zen gestanden, daß er seine, Herders
Schwester über alles liebe und sich ihr
nach der Rückkehr in die Heimat
erklären wolle.“

Der war nun tot, lag drüben, jenseits
dieser Berge, im Sande ver-
scharrt. — Und noch einen hatte er
begraben, auch einen lieben Freund
von der Penne her. Den hatte er
gefunden auf einem Kundschaftsritte
im Walde, tot und verstümmelt, ge-
schändet von den menschlichen Bestien,
gegen die sie Krieg führten. — „Ver-
fluchte Halunken!“

Er stampfte mit dem Fuße auf und
fuhr mit dem Kopfe in die Höhe,
— da zuckte etwas im Gebüsch zu-
rück und schlich rückwärts. — Mit
weitem Auge starrte Leutnant Herder
in das Gebüsch, um die letzten Reste
des verglimmenden Tages aufzufan-
gen. — Da glühten ihm zwei Dichter
entgegen, schräg geschliffen und gierig
funkelnd und das Etwas ward
kleiner und kleiner und schmä-
ler rückwärts und verschwand im
Dickicht. — Noch ein lei-
ses fernes Rascheln, dann Stille.

Leutnant Herder fühlte, wie er
zitterte. — Herr Gott, er war Soldat
und nicht Tropenjäger und ein
Leopard, ein richtig gehender, los-
gelassener, wilder Leopard mit glei-
chen Augen und lundernden Lehzen
sah einem schon zittern machen. —
Er zog lüchlich an seiner Zigarette
und hielt diese dann schnell über das
Zifferblatt seiner Uhr. — Drei Mi-
nuten nach neun Uhr, drei Posten-
wechsel.

Drei Uhr Morgens. — Die Reiter
machten ihre Gänge marschfertig,
tranken einen Schluck Wasser und
aßen eifrig Zwiebäde und ein Stück
Schokolade, das der Leutnant einem
jeden gab, und nun rühten sie ab, je-
der seinen Gaul am Zügel nachfüh-
rend, denn jetzt ging es durch ziem-
lich dichtes Unterholz. —

Nach dreistündigem Marsche, der
anstrengend und beschwerlich war, sa-
hen sie endlich den bewaldeten Fels-
riegel, auf dem die Kameraden hausten,
vor sich. — Er trug wie eine Burg
aus dem Waldmeer und gewährte
jedemfalls Aussicht bis weit in die
Ebene. — Ein Unteroffizier, zwei Ge-
freite und acht Mann hielten die Sta-
tion besetzt und sollten alle zehn Tage

abgelöst werden, aber nur immer ein
Gefreiter und vier Mann. — Das
kleine Plateau war bei geschickter Ver-
teidigung tatsächlich uneinnehmbar.
— Nach drei Seiten fiel der Felsen
etwa 20 Meter senkrecht ab, nur an
der vierten Seite war ein Aufstieg
möglich. — Dazu kam der seltene
Glücksfall, daß auf dem Plateau eine
Quelle herrlichsten Wassers ausspru-
delte. Dadurch wurde der Felsriegel
eine Signal- und Beobachtungsstation
ersten Ranges.

„So, Herrschaften, jetzt lassen wir
unsere Gänge hier. Wönig, Sie über-
nehmen die Wache. Ich denke, daß
in etwa dreißig Minuten Sie und die
Pferde von den Kameraden der Sta-
tion abgeholt werden.“

„Und nun drangen sie weiter vor im
Dickicht. Jetzt waren sie am Aufgan-
ge nach Felsen angekommen und Leu-
tnant Herder rief: „Hallo! Ab-
lösung!“

„Hallo!“ Klang es von oben zu-
rück. —
Nun stürmten die vier Reiter zu
Fuß, ihr Leutnant an der Spitze, un-
ter freudigem Lachen und Rufen, den
Bergriegel hinan. Da antwortete ih-
nen von oben ein wahrhaftiges, wildes
Gehölz und am Eingange zur
Station erschienen eine Horde Kerle
in Schutztruppen-Uniformen und
mit schweißigen, schwarzen Fratzen.

Einen Augenblick stuhlen die wacke-
ren Reiter vor starrer Schreck, aber
dann rief Leutnant Herder: „Reht,
Marsch, zu den Pferden! Die Sta-
tion ist niedergemacht.“

Und sie stürmten zurück zum Pfer-
dehaltplatz, aber auch dort empfing
sie hämische Wildengehül und eine
Salbe allerdings schlecht gegellter
Schiffe.

Wir sind verloren, Kameraden, der
ganze Berg ist umzingelt, aber teuer
wollen wir unser Leben verkaufen.
Zurück zum Berg und Sturm ge-
lassen,“ schrie Leutnant Herder, und
wieder ging es den Berg hinan. „Hin-
legen! Möglichst Deckung! — So,
nun ruhig feuern!“

Und Schuß um Schuß zihte hin-
auf zur Station. — Da, was war
das? — Was taten die Bestien?
Langsam schob jeder der Wilden ein
wenig den Menschen vor sich her,
einer bis auf das Hemd ausgeraubten
deutschen Kameraden, und geschliffen
deckten sie sich hinter dem Leichnam,
in der Annahme, daß die Deutschen
nicht auf die Toten schießen wür-
den.

„Herr Leutnant, das sind unsere
Kameraden.“

„Schwehlich! — Aber los, Jun-
gens, — hier ist keine falsche Wie-
nach am Plage. — Schießt durch die
Toten! Unsere Augen genügen dann
immer noch für die Hunde!“

Und nun begann ein gräßliches
Feuer auf die Leichen und ein nicht
schlecht gezieltes. — Ein baumlan-
ger, schlottiger Witboi machte einen
Luftsprung und kollerte dann den
Berg herab und ein zweiter folgte
ihm. Da sprangen die Schwarzen
zurück und Leutnant Herder stürzte
vorwärts und schrie in wahrhaftiger
Kampfeswut: „Hurrah!“ und die
Kameraden folgten.

Da brach Sörgel zusammen und
einen Augenblick später umklammerte
Möller einen Stamm und rutschte an
ihm hinunter und sank röchelnd ins
Gras und bei jedem Sturz stimmten
die droben ein Triumphgeheul an.

Leutnant Herder schob sich jetzt,
hier und da Deckung suchend, mit
Wiefenside den Berg hinan. Wie eine
große Spinne sah er aus, der lange,
dürre Mensch, als er da hinauftrau-
te, den Revolver in der Linken, den
Säbel in der Rechten. Und droben
stiegen ein Dugend Kerle über ihn
her. Den ersten schoß einer seiner
Reiter vor den Kopf und dem zwei-
ten hieb er selbst, wie weiland Pe-
trus, das rechte Ohr ab, mit so
surchtbarer Säbelhiebe, daß der
Stahl noch in Schulter und Brust
sah und der Schwanz tatsächlich ge-
spalten wurde. Nun trennten sich die
übrigen zehn und sechs rangen mit
den beiden Reitern, die sie natürlich
bald niedergemacht hatten. Unterbe-
nen machte Herder durchsichtlich mit sei-
ner Waffe wie mit einer Sense, bis
das gute Eisen an einem feineren
Dickschädel eines Wilden zerbrach.
Den Rest ließ der Leutnant einem frech
drillenden Gegner durch die Kehle und
warf dann den Stumpf einem anderen
vor den Kopf, daß dieser Sehen und
Hören verzag. Nun war er waffen-
los, nur der abgeschlossene Revolver
blieb ihm noch.

Eine Art Kampfeswahn, Ver-
nichtungswut war über ihn gekom-
men. Er tobte, aus acht oder zehn
Nesschwunden blutend, unter den
Wilden umher und ließ mit furch-
barer Wucht seinen Dienstwörter
auf die krausen Schwarzköpfe nie-

derausen, stieß einem auch die bloße
Fauft unter das Kinn und trat andere
mit den schweren Reiterstiefeln vor
den Bauch und einem dritten end-
lich gab er eine wahrhaftige Ohrfeige,
weil er ihm den Revolver aus der
Hand geschlagen hatte, und nun stürzte
er sich auf den Gegner, würgte
ihn am Hals und brach ihm fast den
Wirbel.

Da traf ihn ein Keulenschlag und
fiel die deutsche Eide. Dampf
schlug er nieder und war tot.

Die Schwarzen aber standen da in
stummem Staunen. Wie ein Löwe
hatte er gekämpft. Geduckt, wie ge-
schlagene Hunde schlichen sie umher.
Die deutschen Helden aber wurden,
gleich ihren Kameraden, beraubt und
verscharrt bis auf Möller. Der hatte
sich, schwer verwundet, ins Gebüsch
versteckt und war so den wilden
Fesseln entgangen, sonst hätten sie
ihn noch lebendig mit ins Grab ge-
worfen. Dann rückten die Wilden ab,
ihre Toten mitschleppend.

Zwei Tage später kam eine deut-
sche Erkundungstruppe und fand
den halbtoten Reiter Möller. Sie
brachten ihn nach Swatopmund, wo
er, allerdings erst nach Monaten, ge-
nas.

Der erzählte mir kürzlich, bei ei-
nem Besuch in der Mark, den ruhm-
reichen Todeskampf der deutschen Ka-
meraden.

Der erste Gratulant.

Von Fritz Stovornoff.

Frau Martha Winter war eine lu-
stige, lebensfrohe Witwe von achtund-
dreißig Jahren. Ihr verewigter Mann
hatte ihr ein sehr anständiges Ver-
mögen und eine einzige Tochter hin-
terlassen, die eben mit siebzehn Jah-
ren eingeknetet war. Da Fränze ein
sehr hübsches, frisches Mädel war,
hatte sie trotz ihrer Jugend nicht nur
Verehrer, sondern auch ernsthafte Be-
werber. Unter den letzteren war auch
der Bankier Grundmann.

Wenige Tage nach der Einsegnung,
bei der er Gast gewesen war, erschien
er in feierlich schwarzer Gemandung
bei Frau Winter.

Die junge Witwe war etwas über-
rascht, als der Gast ihr erklärte, er
interessiere sich ernsthaft für Fräulein
Fränze.

„Sie meinen das Kind, die
Fränze?“

„Aber Fränze ist wirklich noch zu
jung. Ich habe leider sehr jung ge-
heiratet und immer meine unbeherr-
schten Freundinnen beneidet, die von
einem Fest zum anderen flogen, wäh-
rend ich an der Seite eines viel äl-
teren Gatten zu Hause sitzen mußte.“

„Aber, gnädige Frau, das brauchen
Sie bei mir nicht zu befürchten. Ich
bin sehr lebensfrüh und werde meine
Frau nicht einsperren ... im Gegen-
teil ... sie soll an meiner Seite das
Leben in vollen Zügen genießen.“

„Bis sich so ein kleines schreiendes
Hindernis einstellt ...“

„Und gnädige Frau zur Großmut-
ter ...“

Frau Winter lächelte. „Ja aller-
dings ... Ich bin jung und lebensfrüh
... ich fühle mich sogar noch
jünger, als ich bin. Da soll ich mich
schon als Großmutter fühlen?“

In Grundmanns lustige Augen trat
ein nachdenklicher Ausdruck ... Frau
Winter schien es, als ob er ihre Er-
scheinung unter einem ganz neuem Ge-
dankengang musterte ...

„Gnädige Frau, darf ich offen zu
Ihnen sprechen?“

„Ich bitte darum.“

„Dann kurz und rund gesagt: Sie
müssen heiraten.“

„Schon möglich, aber ...“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen
und ich habe schon einen Freier, mei-
nen Kompanien Säuberlich. Er ist
ein sehr stattlicher Mann, ein Wohl-
konservierter Biergärtner ... Er scheidet
jetzt aus der Firma, weil er ge-
nuen erworben hat, um sehr beglück-
t zu leben.“

„Halt im Scherz, bald im Ernst gab
die Witwe ihrem Gast die Erlaubnis,
die Bekanntschaft mit seinem Kom-
pagnon zu vermitteln.“

Fränze war alt genug, um zu mer-
ken, was sich da anspinn. Aber der
Gedanke schreckte sie nicht, denn der
zukünftige Stiefpapa gefiel ihr, und
auch mehr seine Pläne. Er wollte
weite Reisen machen, eine Waldherr-
schaft mit schönem Schloß mieten.
Das Verhalten Fränzens erleichterte
Frau Winter den Ausschluß. Grund-
mann nahm zur rechten Zeit seinen
Vorteil wahr und ließ sich von Säu-
berlich die Hand seiner zukünftigen
Stiefnichte als Belohnung seiner ver-
mittelnden Tätigkeit feierlich zusagen.
Nun nahm die Sache ihren Fortgang.
Verlobung und Hochzeit folgten sich
rasch und das junge Paar trat so-

fort eine längere Reise nach Italien
an. Und der neue Vater setzte es
durch, daß Fränze mitfahren durfte.

Von Grundmann kam in jeder
Woche mindestens ein langer Brief,
der an den Papa gerichtet, aber für
Fränze bestimmt war. Säuberlich hielt
es für seine Pflicht, Grundmanns
Sache bei seinem Stiefvater zu
führen, fand aber kein Verständnis
dafür. Und als der Papa schließlich
sehr deutlich auf den Busch klopfte,
gefiel es ihm, daß sie ihr Herz be-
reits verheiratet hätte ... an einen jun-
gen flotten Baumeister.

Säuberlich zog sofort Erkundigung
ein, die ganz vorzüglich lauteten. Ge-
gen den Bewerber war also nichts
einzuwenden. Und weshalb sollte
Fränze nicht ihrer Herzensmeinung
folgen dürfen? Auch die Mutter, die
endlich ins Vertrauen gezogen wurde,
war derselben Ansicht. Fränze war
überglücklich, die Mutter freute sich
an dem Glück ihrer Tochter, nur Herr
Säuberlich war in schweren Gedan-
ken.

Er dachte die Reise aus, so daß
Fränze schließlich ungeduldig wurde
und zur Heirath drängte. Auf ihre
Bitte wurde Grundmann nicht von
der Ankunft der Familie Säuberlich
benachrichtigt, aber sie hatte ihren
Schah auf den Bahnhof bestellt. Ge-
gen Abend kam der Herr Baumeister
schon zu Besuch und als er spät
Abends das Haus verließ, war er
Fränzens Bräutigam. Herr Säuberlich
schief sehr schlecht in dieser Nacht.
Er hatte Grundmann durch eine Karte
zum nächsten Vormittag eingeladen.

Grundmann kam sehr zeitig, na-
türlich im Frack, ein Rosenbuket in der
Hand. „Ich habe doch Deine
Einnistung, lieber Freund, nicht
wahr ... also bitte ...“

„Ja allerdings, aber ich weiß nicht
...“

„Na, was könntest Du denn für
Bedanken haben? Ach so ... na dar-
über kann ich Dich beruhigen ... Die
Emmy ist sehr vernünftig ... sie
hat ja von Anfang an gewußt, daß
die Those nicht ewig dauern kann,
daß ich einmal heiraten werde ...“

Säuberlich hatte sich bei diesen
Worten zu seiner ganzen Höhe auf-
gerichtet.

„Und das sagst Du mir in dem-
selben Augenblick, wo Du um die
Hand meiner Tochter anhöllst? Da
kann ich vor meiner Frau nicht ver-
antworten ...“

„Macht Dich der Teufel, Säuberlich?
Wonniglich auch noch vor Fränze
nicht? Nun sei mal vernünftig!“

„Nein! Und um ganz ehrlich zu
sein, muß ich Dir noch mitteilen, daß
Dir ein anderer zuvorgekommen ist,
den Fränze leidenschaftlich liebt ...“

„Ja, lieber Säuberlich, weshalb
hast Du mir das nicht gleich gesagt?
Das ändert ja die Sache ... ich werde
mir doch nicht von Fränze einen Korb
holen ... Unangenehm, sehr unange-
nehm. Ich habe in diesem Augen-
blick Bekannte getroffen ... Halt ... ich
hab's ... Du hast es mir geschrie-
ben ... Fränze ist doch verlobt ...
Ja? ... Dann bin ich eben als alter
Freund Eures Hauses der erste Gra-
tulant ...“

Das Liebeseliquier.

Ein eigenartiges Liebeseliquier, des-
sen Rezept den Frauen Europas zur
Verfügung gestellt wird, verrät ein
aus Marokko zurückgekehrter fran-
zösischer Offizier. „Das Mittel,“ so
erklärt der Oberst, „soll unfehlbar
sein, aber ob es auch in Europa seine
Zauberkraft bewahrt, kann ich natür-
lich nicht voraussagen.“ Die Maro-
kanerin, die ihres Mannes Liebe wie-
dererobert möchte, bedient sich folgen-
der Methode: Zunächst zieht sie in
gerader Linie einen Streifen reinen
Honigs von der Mitte ihrer Stirn
bis zum Kinn und durch einen lang-
sam hinabtropfenden Honig in einem
großen Gefäß auf. Dann muß sie die
Spitze ihrer Zunge mit einem Feigen-
blatt reiben, bis sie blutet, und sieben
Schöckchen in diesem Blute auflösen.
Diese Mischung kommt in den Gefäß
mit dem Honig, zusammen mit weiten
sieben Salzkrümel, die die Dame
einen Tag und eine Nacht lang zwi-
schen den Augenbrauen getragen hat,
und zwar in einer kleinen Wunde,
die in die Haut eingeritzt wird. Das
Elizier wird dann noch durch so viel
Erde ergänzt, als man etwa auf drei
Fünftel Honigfüße hüben kann; die
Erde aber muß von der Stelle Ham-
men, die vorher von dem nächsten Jah
der Frau berührt worden ist. Wenn
dann der etwas leichtfertige Herr Ge-
mäß diese Mischung genossen hat —
wie man ihn dazu heimlich bewacht,
ist Sache weiblicher Erkundungs-
kunst — dann ist er fortan unfehlbar treu
und verzehrt sich in Liebe ...